

Ingo Zechner

Ökonomie des Überflusses Der andere neue Mensch

Paper zum Vortrag im Rahmen der BTWH-Jahrestagung in Berkeley, 1.-4. April 2010

„Großer Ueberfluß muß erreicht werden.“
Werner Graeff¹

„Dem heute Möglichen sich anpassen,
heißt, nicht länger sich anpassen,
sondern das Mögliche verwirklichen.“
Theodor W. Adorno²

„Überfluss macht krank, müde, übergewichtig und unzufrieden. Trotzdem jagen wir den Dingen hinterher und streben nach mehr, mehr, mehr. In Wahrheit fehlt uns nur eins, um endlich glücklich zu sein – die Fähigkeit, dem Überfluss den Rücken zu kehren.“ Was mit diesen mahnenden Worten angepriesen wird, ist nicht eine neue Heilslehre, sondern das Produkt, das sie enthält. Unter dem Titel *„Genug. Wie Sie der Welt des Überflusses entkommen“* erscheint Mitte 2010 die deutsche Übersetzung eines 2008 publizierten Buches des britischen Times-Journalisten John Naish. Die Werbebotschaft des Verlages, der sein Geld mit Belletristik (Hedwig Courths-Mahler & Co) und Sachbüchern verdient, konterkariert – naturgemäß – ihren spezifischen Inhalt: Dieses Buch müssen Sie unbedingt haben! Aber auch die Wissenschaftliche Buchgesellschaft Darmstadt führt Bücher mit dem Titel *„Genug ist genug. Über die Kunst des Aufhörens“* (Marianne Gronemeyer, 2009) und *„Die Macht der Bedürfnisse. Überfluss und Knappheit“* (Marianne Gronemeyer, 2002/2009), die mit pädagogischer Absicht und gesellschaftskritischem Ziel an den einzelnen Konsumenten als Akteur der Marktwirtschaft appellieren. In der Krise hat die Askese Konjunktur. Schon 1980 hat der österreichische Journalist und Publizist Josef Kirschner *„Die Kunst, ohne Überfluß glücklich zu leben“* im Untertitel seines gleichnamigen Ratgebers als *„Das große Abenteuer unserer Zeit“* bezeichnet...

„Inzwischen predigt man freiwillige Beschränkung der Ansprüche, zieht sogar von Staats wegen Grenzen. Das ist unsinnig, da man sich gegen gesunde Instinkte wendet [...] und es ist grundsätzlich falsch, da wir ja nicht Ökonomie an sich, sondern ausschließlich Ökonomie zwecks Ueberfluß brauchen.“³ Überfluss als Produktionsziel und ein schrankenloses Begehren als Motor der Ökonomie: dieses Gegenprogramm zu allen Ratgebern der Enthaltensamkeit und Entsagung hat der deutsche Künstler Werner Graeff 1924 in der von ihm mit redigierten Avantgardezeitschrift *„G“* propagiert. Rückblickend wirkt die Emphase, mit der Graeff in *„G“* für eine Ökonomie des Überflusses eintritt, zumindest ambivalent: Ist sie erfrischend aktuell oder vielmehr ebenso überholt wie gefährlich naiv?

¹ Werner Graeff, Die Notwendigkeit einer neuen Technik, in: G – Material zur elementaren Gestaltung, Jg. 2, Nr. 3, 1924.

² Theodor W. Adorno, Veblens Angriff auf die Kultur, in: ders., Prismen. Kulturkritik und Gesellschaft [= ders., Gesammelte Schriften, Bd. 10.1, Kulturkritik und Gesellschaft I, hg. von Rolf Tiedemann], Frankfurt am Main 1977, S. 72-96, Zit. S. 96.

³ Graeff, Die Notwendigkeit einer neuen Technik.

Dass wir mittlerweile in einer Überfluggesellschaft leben, ist eine kaum mehr hinterfragte Voraussetzung aller weiteren Debatten, seit der amerikanische Ökonom John Kenneth Galbraith 1958 seine einflussreiche Studie „*The Affluent Society*“⁴ (dt.: „*Gesellschaft im Überfluß*“) veröffentlicht hat. Dass es „*Grenzen des Wachstums*“ gibt, hat sich seit der umstrittenen gleichnamigen Publikation des Club of Rome im Jahr 1972 im öffentlichen Bewusstsein festgesetzt. Wie könnte man also heute noch für eine Ökonomie des Überflusses eintreten, wie konnte man es in den 1920er Jahren?

Werner Graeff war gerade einmal 20 Jahre alt, als er sein erstes Manifest in der niederländischen Avantgardezeitschrift „*De Stijl*“ veröffentlichte.⁵ Es trägt den programmatischen Titel „*Für das Neue*“.⁶ Graeff war zu dieser Zeit von Herbst 1921 bis April 1922 Schüler am Bauhaus in Weimar, wo er den Vorkurs Johannes Ittens absolvierte und gleichzeitig die öffentlichen Vorträge des „*De Stijl*“-Begründers Theo van Doesburg besuchte, die sich als eine Art Alternativ- und Konkurrenzprogramm zum frühen Bauhaus verstanden. Der Bauhaus-Lehrplan hatte sich zu diesem Zeitpunkt noch am Handwerk, nicht an der Industrie orientiert. Erst mit der Ablöse Ittens durch László Moholy-Nagy 1923 sollte sich das ändern, der Leitspruch „Kunst und Handwerk – eine neue Einheit“ wurde durch einen anderen ersetzt: „Kunst und Technik – die neue Einheit“.⁷ Graeff hatte das Bauhaus da schon wieder verlassen. Er wurde 1922 Mitglied der „Konstruktivistischen Internationale (K.I.)“, die sich als radikale Avantgarde vom Kongress der „Union fortschrittlicher internationaler Künstler“ in Düsseldorf abspaltete und war von 1922 bis 1931 Mitglied der „*De Stijl*“-Gruppe, aber auch Mitglied des Deutschen Werkbundes, für den er 1926-1927 die aufsehenerregende Architekturausstellung „Die Wohnung“ in der Stuttgarter Weißenhofsiedlung als Presse- und Propagandachef betreute und 1929 die Ausstellung „Film und Foto“ organisierte. Seine eigene künstlerische Entwicklung hatte ihn von impressionistischen Gemälden in seiner Schulzeit über kubistische Landschaftsbilder, Holzplastiken und Holzschnitte zu seinen Bauhaus-Studien geführt. 1922 entwarf er Auto- und Motorradkarosserien, 1923 eine internationale Verkehrszeichensprache.

Als im Juli 1923 die erste Ausgabe von „*G – Material zur elementaren Gestaltung*“ erschien, war Graeff als Redaktionsmitglied federführend beteiligt. Gemeinsam mit dem „*G*“-Herausgeber Hans Richter, für den Graeff auch Filmpartituren verfasste, zeichnet er für den Leitartikel verantwortlich, der bereits mit dem fett gedruckten und typographisch auch durch einen Zeilenumbruch und größere Schrift abgesetzten Wort „Überfluß“ schließt: „Wer die Zusammenhänge bildet, wer die Mittel des Gestaltens vertieft und organisiert, schafft neues Leben und Überfluß.“⁸

Umso bemerkenswerter ist es, dass die Grundsätze der von Graeff in zwei Texten („*Die Notwendigkeit einer neuen Technik*“, 1924 und „*Vergnüglicher Überfluß ... durch neue Technik*“, 1923/1926) skizzierten Ökonomie des Überflusses weder für „*G*“ charakteristisch noch für Graeffs eigene Arbeiten verbindlich sind. Letzteres mag zum Teil damit zusammenhängen, dass Graeffs weiteres Oeuvre zunächst weniger von einer autonomen künstlerischen Entwicklung als von wirtschaftlicher Not gekennzeichnet war, die ihn dazu

⁴ Vgl. John Kenneth Galbraith, *The Affluent Society* [1958], Boston/New York 1998.

⁵ Zur Biographie von Werner Graeff vgl. Uwe Rüth, *Werner Graeff – sein Leben*, in: *Werner Graeff – Ein Pionier der Zwanziger Jahre*, Marl 1980 und *Werner Graeff, Bemerkungen eines Bauhäuslers*, in: *Graeff. Gemälde 1921/1963*, Bochum 1963. Zum Oeuvre von Werner Graeff ist 2010 eine Monographie erschienen, die neben zahlreichen Abbildungen auch Faksimiles und Reprints der meisten hier zitierten Texte Werner Graeffs enthält: Gerda Breuer (Hg.), *Werner Graeff 1901-1978. Der Künstleringenieur*, Berlin 2010. Zu Biographie und Oeuvre vgl. auch www.wernergraeff.de

⁶ Werner Graeff, *Für das Neue*, in: *De Stijl*, Jg. 5, Nr. 5, 1922.

⁷ Vgl. Magdalena Droste, *bauhaus 1919-1933*, Berlin 1993.

⁸ Hans Richter / Werner Graeff, *Leitartikel*, in: *G – Material zur elementaren Gestaltung*, Jg. 1, Nr. 1, Juli 1923.

zwang, seinen Lebensunterhalt und den seiner Familie zeitweilig als Fahrlehrer zu verdienen, bevor er als Lehrer für Fotografie und Autor populärer Fotolehrbücher ein Auskommen hatte, das er 1934 durch seine frühe Emigration nach Spanien und 1936 durch seine Emigration in die Schweiz wieder aufs Spiel setzen musste.

„G“ enthält in der Mehrzahl Texte, die wesentliche Punkte von Graeffs Ökonomie des Überflusses konterkarieren, darunter auch solche, die Graeff selbst verfasst hat: In derselben Nummer, in der Graeff sein Manifest über „*Die Notwendigkeit einer neuen Technik*“ veröffentlicht hat, wirft er den deutschen Konsumenten vor, mitschuldig daran zu sein, dass die meisten deutschen Autos Spitzkühler haben. Grund dafür sei ein ästhetisches Vorurteil und ein doppelter Irrtum über die Funktion des Kühlers: die Annahme, „daß die Luft ‚durchschnitten‘ werden müsse“ und dass ein Keil „die bestgeeignete Form zur störungsfreien Luftverdrängung“ sei.⁹ Graeff setzt dem entgegen, dass in aerodynamischer Hinsicht die Tropfenform weitaus besser geeignet wäre, dass der Kühler die Luft jedoch gar nicht verdrängen, sondern im Gegenteil durchlassen und zur Temperierung des Kühlwassers gleichmäßig verteilen solle. Der beste Kühler sei also ein Flachkühler. „Leider sieht man sie kaum im Handel. ‚Weil das Publikum Spitzkühler schöner findet.‘“ Graeff wendet sich daher direkt an die Autohersteller und schärft ihnen ein, dass das Schönheitsideal abhängig vom Zweckmäßigkeitsempfinden sei: „Sobald das Publikum weiß, daß spitz unrichtig ist, beginnt es, Flachkühler zu lieben.“ Der Flachkühler kann hier als markantes Beispiel für ein Prinzip dienen, das sich in zahlreichen Texten in „G“ ebenso wie in anderen Avantgardezeitschriften findet und den Diskurs über Architektur, Design und Mode in der Moderne maßgeblich organisiert: *form follows function*.

Die von Richter und Graeff im Leitartikel zu „G“ präsentierte Aufgabe elementarer Gestaltung erklärt sich durch das Beispiel des Flachkühlers von selbst: „Unsere Aufgabe ist destruktiver und konstruktiver Natur. Das klassische Vorurteil, die Grundlage der vergehenden Kunst, muß zerstört werden. Dann bilden sich neue Neigungen und Bedürfnisse. Die elementare Aufgabe des schöpferischen Menschen heißt nicht nur: den Neigungen und Bedürfnissen der Zeit entsprechen, sondern vor allem: neue Neigungen und Bedürfnisse schaffen.“¹⁰ Die Neigungen und Bedürfnisse sind keine Naturgegebenheit sondern ein historisches Faktum: von der Geschichte geformt und daher weiterhin formbar, auch wenn sie zu einer Art zweiten Natur geworden sind. Elementare Gestaltung ist ebenso sehr Gestaltung von Gegenständen wie Gestaltung von Neigungen und Bedürfnissen, Gestaltung der Lebenswelt der Menschen wie Gestaltung des Menschen selbst, mit anderen Worten: die Schaffung eines neuen Menschen.

Wie in einem idealtypischen Beispiel für moderne Zweckrationalität scheinen es bei Richter und Graeff zunächst die Bedürfnisse zu sein, die sich an die Funktionalität anzupassen haben. Und wenn Graeff eine „restlos zweckmäßige Organisation der Erde“ sowie „die elementare Umbildung des gesamten Lebens in der Richtung Klarheit – Ordnung – Äußerste Ökonomie“¹¹ fordert, scheint das Wort Ökonomie nicht mehr als ein Synonym für ein heute allzu vertrautes Phantasma von Sparsamkeit und Effizienz zu sein. Tatsächlich ist diese Ökonomie jedoch nicht Selbstzweck, sondern Mittel zum Zweck, der in der Verwirklichung einer konkreten Utopie besteht: „Für Alle auf Wunsch täglich Lunapark, Sportfliegen, Jazzband, Eleganz, Chaplin und Schneeschuhlaufen – außerdem dann und wann Weltreisen und nötigenfalls Kuren – ist n i c h t minder wichtig als saubere Straße, großzügige gesunde

⁹ Werner Graeff, Die meisten deutschen Autos haben Spitzkühler – Sie sind mitschuldig!, in: G – Material zur elementaren Gestaltung, Jg. 2, Nr. 3, 1924.

¹⁰ Hans Richter / Werner Graeff, Leitartikel, in: G – Material zur elementaren Gestaltung, Jg. 1, Nr. 1, Juli 1923.

¹¹ Werner Graeff, Vergnüglicher Überfluss ... durch neue Technik, in: G – Material zur elementaren Gestaltung, Jg. 4, Nr. 4, 1926 (Nachdruck aus: Ma, Jg. VIII, Nr. 5-6, 1923).

Wohnung. Und das alles bei zwei- oder vierstündiger Arbeitszeit“.¹² Vom Elend der Massen springt Graeff direkt zum Luxus für alle.

Luxus gilt seit jeher als das Überflüssige par excellence: als Gegenteil des Notwendigen. Wobei die ökonomische Theorie schon früh eine Art höhere Notwendigkeit des Luxus darin erblickte, dass der Luxus der Wenigen das Notwendigste von vielen zu garantieren vermochte. Mit einer geborgten Formulierung¹³ könnte man sagen: Das zum Fenster hinausgeworfene Geld wandert zur Tür wieder herein – zur Tür derjenigen, die an der Herstellung und am Vertrieb von Luxusgütern beteiligt sind. Einzelne Ökonomen wie Werner Sombart gingen sogar so weit, im Luxuskonsum eine treibende Kraft in der Entwicklung des Kapitalismus zu sehen.¹⁴ Sombart hat den für die industrielle Produktion so charakteristischen Gegensatz zwischen Einzelprodukten und Massenprodukten herausgearbeitet und daran erinnert, dass die Höhe des erzielten Umsatzes nicht nur von dessen Häufigkeit abhängt, sondern durch zwei weitere Faktoren bestimmt wird: „durch die Höhe des Tauschwertes des einzelnen Gutes und durch die Menge der Güter“. Eine bestimmte Umsatzhöhe kann daher „entweder durch den Absatz hochwertiger oder durch den Absatz vieler Güter“ erzielt werden.¹⁵ Das vom amerikanischen Soziologen Thorstein Veblen formulierte „Prinzip [...], wonach die niedrige arbeitende Klasse nur soviel konsumieren darf, wie sie unbedingt zum Leben braucht“, hat seine Gültigkeit spätestens dann verloren, als die Lohnempfänger im Kapitalismus als Konsumenten entdeckt wurden. Während Veblen in seiner „*Theorie der feinen Leute*“¹⁶ ähnlich wie später Pierre Bourdieu in seinem Hauptwerk „*Die feinen Unterschiede*“¹⁷ den Luxuskonsum ausschließlich als soziales Distinktionsmittel betrachtet, ist für Graeff soziale Egalität erst dann erreicht, wenn alle am Luxuskonsum partizipieren.

Karl Marx hatte als Luxusprodukt definiert, was „nicht zur Reproduktion der Arbeitskraft nötig“ ist.¹⁸ Gleichzeitig war für Marx jedoch klar, dass die Unterscheidung von Notwendigkeit und Luxus derselben historischen Transformation unterliegt wie die Bedürfnisse und „dass, was früher als Luxus erschien, nun notwendig ist und so genannte Luxusbedürfnisse ... als Notwendigkeit ... erscheinen“.¹⁹ Für ein Konsumprodukt – Marx nennt als Beispiel den Tabak – ist es gleichgültig, ob es aus physiologischen Gründen oder nur aufgrund von Gewohnheit ein notwendiges Konsumtionsmittel ist.²⁰ „Unsere Bedürfnisse und Genüsse entspringen aus der Gesellschaft; wir messen sie daher an der Gesellschaft“.²¹ Obwohl gesellschaftlich geformt, entkommen sie nie dem Kreis der Notwendigkeit. Mehr noch: Durch ihre Gestaltbarkeit und ihren Notwendigkeitscharakter werden sie zu Mitteln von Macht und Herrschaft, wie Marx in seinen Ökonomisch-philosophischen Manuskripten schreibt. „Jeder Mensch spekuliert darauf, dem andern ein *neues* Bedürfnis zu schaffen, um ihn zu einem neuen Opfer zu zwingen, um ihn in eine neue Abhängigkeit zu versetzen und ihn zu einer neuen Weise des *Genusses* und damit des ökonomischen Ruins zu verleiten. Jeder sucht eine *fremde* Wesenskraft über den andern zu schaffen, um darin die Befriedigung

¹² Ebd.

¹³ Christine Bähr, Suse Bauschmid, Thomas Lenz, Oliver Ruf, Die kulturelle Praxis des Verausgabens. Einleitung, in: Christine Bähr, Suse Bauschmid, Thomas Lenz, Oliver Ruf (Hg.), Überfluss und Überschreitung. Die kulturelle Praxis des Verausgabens, Bielefeld 2009, S. 7-12, die Formulierung findet sich auf S. 7.

¹⁴ Vgl. Werner Sombart, *Liebe, Luxus und Kapitalismus* [1912], München 1967.

¹⁵ Ebd., S. 156.

¹⁶ Vgl. Thorstein Veblen, *Theorie der feinen Leute. Eine ökonomische Untersuchung der Institutionen* [1899], übers. von Susanne Heintz und Peter von Haselberg, Frankfurt am Main 2007

¹⁷ Vgl. Pierre Bourdieu, *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft* [1979], übers. von Bernd Schwibs und Achim Russer, Frankfurt am Main 1987.

¹⁸ Karl Marx, *Das Kapital III* (= MEW 25), S. 116.

¹⁹ Karl Marx, *Grundrisse der Kritik der politischen Ökonomie* (= MEW 42), S. 426.

²⁰ Vgl. Karl Marx, *Das Kapital II* (= MEW 24), S. 402.

²¹ Karl Marx, *Lohnarbeit und Kapital* (= MEW 6, S. 397-423), S. 412.

seines eigenen eigennützigen Bedürfnisses zu finden. Mit der Masse der Gegenstände wächst daher das Reich der fremden Wesen, denen der Mensch unterjocht ist, und jedes neue Produkt ist eine neue *Potenz* des wechselseitigen Betrugs und der wechselseitigen Ausplünderung.²²

Es ist der Kampf gegen neue Abhängigkeiten und Herrschaftsverhältnisse, durch den sich die Kritik an der industriellen Herstellung von Bedürfnissen – von Marx bis zur Frankfurter Schule und darüber hinaus – an die Seite der Aufklärung stellt. Wo sie sich damit begnügt, artifizielle Bedürfnisse von vermeintlich natürlichen zu trennen und eine Selbstbeschränkung der Bedürfnisse zu empfehlen, gerät sie schnell in den Sog jener dunklen Mächte, gegen die die Aufklärung einst angetreten ist: *luxuria*, die „Genusssucht“ oder „Ausschweifung“ (auch: Wollust) und *gula*, die „Völlerei“ (auch Gefräßigkeit, Unmäßigkeit, Maßlosigkeit) gelten dem Katechismus als zwei jener sieben Hauptlaster, aus denen die Sünden entspringen. Umgangssprachlich, wenngleich theologisch falsch, werden sie auch selbst als *peccata mortifera*, als „Todsünden“ bezeichnet.

In Verwandtschaft und doch in deutlichem Kontrast zu jener Ökonomie der Verschwendung, die Georges Bataille wenig später entwickelt hat,²³ skizziert Werner Graeff in „G“ seine Ökonomie des Überflusses als einen Akt der Befreiung mit den Mitteln einer zweckrationalen Moderne, die sich nicht zum Selbstzweck wird. Diese Befreiung ist zumindest eine dreifache:

1. Eine Befreiung der Bedürfnisse von der Notwendigkeit: „Die Ansprüche des einzelnen an das Leben sind durchweg viel zu gering bemessen. Die selbstverständliche Forderung eines jeden ist nicht ‚ausreichende Nahrung und Kleidung‘, sondern: ‚nur beste Nahrung, nur beste Kleidung‘. Nicht: ‚gesunde Wohnung‘, sondern: ‚beste geräumige Wohnung‘.“²⁴ Der Luxuskonsum der Massen soll nicht rein quantitativ, sondern qualitativ bestimmt sein.
2. Eine Befreiung des menschlichen Schöpfergeistes durch die Bedürfnisse: „zur Befriedigung schon unserer elementaren geistigen und sinnlichen Bedürfnisse ist erst recht ein enormer Überfluß erforderlich; – ohne das wäre jede moderne Kultur ganz und gar unzulänglich. Das durchschnittliche Maß der dem Kulturmenschen tatsäc hlich zur Verfügung stehenden Kulturrangenschaften ist minimal; es steht in einem geradezu erschreckenden Mißverhältnis zur eigentlichen Leistungsfähigkeit des menschlichen Schöpfergeistes.“²⁵
3. Eine Befreiung von den Bedürfnissen durch den Wunsch, der gegenüber den Bedürfnissen eine gewisse Autonomie behauptet; Graeffs Formel lautet: „Für Alle auf Wunsch“ („Für Alle auf Wunsch täglich Lunapark, Sportfliegen, Jazzband, Eleganz, Chaplin und Schneeschuhlaufen – außerdem dann und wann Weltreisen und nötigenfalls Kuren“).

Dass gleichzeitig eine Verkürzung der Arbeitszeit auf zwei bis vier Stunden stattfinden soll, bewahrt den Wunsch und die Bedürfnisse vor neuen Abhängigkeiten, ist aber – nach Graeffs eigener Einsicht – „mit den bisher üblichen Produktionsmethoden (selbst nach außerordentlichen Verbesserungen)“ nicht zu erreichen.²⁶ Graeff vertraut hier auf die Erfindungskraft einer neuen Technik, deren Notwendigkeit er im Titel seines Manifests

²² Karl Marx, Ökonomisch-philosophische Manuskripte (= MEW, Ergänzungsband, 1. Teil, S. 465-588), Zit. S. 546-547.

²³ Vgl. Georges Bataille, Die Aufhebung der Ökonomie. Der Begriff der Verausgabung [1933], Der verfemte Teil [1949], Kommunismus und Stalinismus [1953], Die Ökonomie im Rahmen des Universums [1946], übers. von Traugott König, Heinz Abosch und Gerd Bergfleth, München³ 2001 und Gerd Bergfleth, Theorie der Verschwendung. Einführung in George Batailles Antiökonomie, München 1985.

²⁴ Graeff, Die Notwendigkeit einer neuen Technik.

²⁵ Ebd.

²⁶ Vgl. ebd.

beschwört. „Es ist also Aufgabe des Neuen Ingenieurs: die übermechanistische Neue Technik zu schaffen, der es mit ganz unvergleichlich geringerem menschlichen Energieaufwand gelingen muß, die Naturkräfte unseren Bedürfnissen entsprechend umzuleiten“.²⁷ Durch diese neue Technik „wird es gelingen, binnen kürzester Frist zu großem Ueberfluß, – das heißt Freiheit – zu gelangen“.²⁸

Wie weit ist diese Vision einer Ökonomie des Überflusses von den Placebo-Pillen entfernt, die man uns heute unter dem Eindruck einer ökologischen Krise und wiederholter ökonomischer Krisen verabreichen will! Z.B. von der Idee, dass frühere Gesellschaften nicht durch Wachstum, sondern durch Selbstbeschränkung Überfluss erzeugt hätten, die in dem 2009 publizierten Sammelband „Überfluss und Überschreitung. Die kulturelle Praxis des Verausgabens“ entwickelt wird: „Während die Industriegesellschaft auf ständig gesteigerte Produktion setzt, begrenzten Jäger und Sammler die Bedürfnisse. [...] Pointiert: weniger Arbeit plus weniger Konsum gleich mehr Überfluss.“²⁹

Wie sehr unterscheidet sie sich gleichzeitig jedoch von der Affirmation einer modernen Technokratie, die so viele Manifeste der Avantgarde kennzeichnet und aus dem in ihnen angekündigten neuen Menschen ein Produkt der Anpassung an die neuen Gegebenheiten macht! Mit Adornos Worten: „Dem heute Möglichen sich anpassen, heißt, nicht länger sich anpassen, sondern das Mögliche verwirklichen.“ Darin zeichnen sich schwach die Konturen eines anderen neuen Menschen ab.

²⁷ Graeff, Vergnüglicher Überfluss ... durch neue Technik.

²⁸ Graeff, Die Notwendigkeit einer neuen Technik.

²⁹ Stephan Lorenz, Überfluss und Wachstumshunger. Verausgabungen in Arbeits- und Konsumgesellschaft, in: Christine Bähr, Suse Bauschmid, Thomas Lenz, Oliver Ruf (Hg.), Überfluss und Überschreitung. Die kulturelle Praxis des Verausgabens, Bielefeld 2009, S. 43-57, Zit. S. 51.